

Daniel Jühr

Franzen findet was

Einführung: Paula und wie sie die Welt sieht

„Mein Gott, die haben den immer noch nicht“, murmelt Paula Petrova halblaut vor sich hin und lässt die Zeitung sinken. Sie hat sich eine kurze Pause gegönnt und wollte eigentlich im Garten des Waldhotels die Nachmittagssonne genießen. Aber sie kann einfach die Hände nicht von der Zeitung lassen. „Noch immer keine Spur vom Kindermörder in Wiehl“, lautet die Überschrift. Drei Kinder sind dort verschwunden, und wer weiß, wie viele noch dazukommen. Das Böse hat Einzug gehalten in der kleinen oberbergischen Gemeinde, heißt es. Paula wird ganz kalt. Neulich war ein Gast hier, ein Polizist, der mit der Suche zu tun hatte. Was der so erzählt hat ... in dessen Haut möchte Paula jedenfalls nicht stecken: Da müssen die den ganzen Wald durchforsten, um was zu finden. Und jeder hat doch auch Angst, dass er etwas findet, oder? Paula jedenfalls möchte keine Leiche entdecken ...

Die Geschichte

„Was machen sie mit ihm, wenn sie ihn finden?“

Franzen hat die Frage nicht verstanden. Rein akustisch.

„Was machen sie mit ihm, wenn sie ihn finden?“

... *ihn finden?* So viel hat er mitbekommen. Dabei kommt ihm der Hubschrauber, der über ihnen kreist, gar nicht mal so laut vor. Franzen ist nur gerade einfach woanders. Und er konzentriert sich auf seine Angst. Damit hat er so viel zu tun, dass er ihr gar nicht zuhören kann. Obwohl er direkt neben ihr steht.

„Heh! Mach mal deine Oan auf!“

Jetzt hat er sie verstanden. Nur eine Frau auf der ganzen Welt sagt Oan, wenn sie Ohren meint. Frauke. Frauke mit den Oan. *Hast du was mit den Oan? Hör dir mal dies und das an, das gibt ordentlich was auf die Oan. Ich glaub, mein Vater hat was mit den Oan.* So geht das ständig. Besonders, wenn sie auf Streife durch Wiehl sind, von einer Ortschaft in die nächste dieser weitverzweigten Kleinstadt fahren, und wenn wie immer nichts passiert. Dann labert sie den ganzen Tag. Von ihren vier Kindern, von ihren Eltern, von ihrem Mann, der mal in Wiehl in der Bücherei gearbeitet hat und sich jetzt als Autor versucht.

Die Bücherei wird heute von einem Frauenquartett geführt, dass sich regelmäßig die amateurhaften Krimiversuche von Fraukes Mann anhören muss. Kann aber nicht so schlimm sein wie Fraukes Gequatsche.

Vielleicht hört Franzen auch deshalb ab und zu mal weg und nicht nur, wenn er Angst hat.

Ganz bestimmt sogar. Er kann Frauke nicht ausschalten, also schaltet er seine Oan aus.

Jetzt aber sind sie an.

„Hallo, Franzen, ich rede mit dir!“

„Ich weiß.“ Seine Stimme zittert ein wenig, und das passt ihm nicht.

„Also, was meinst du? Was machen sie mit ihm, wenn sie ihn finden?“

„Mit dem Jungen? Begraben, was sonst.“ Was für eine lapidare Antwort, aber sie ist einfach rausgeflutscht. Vielleicht will er damit seine Angst übertünchen. Die Angst davor, dass sie den Jungen gleich finden. Dass er ihn gleich findet.

„Ey, sach ma: Bist du echt so blöd, oder was, Alter?“ Frauke ist Mitte zwanzig, eine der jüngeren Polizeimeisterinnen im Oberbergischen Kreis und leider bereits mit einem Sprachgebrauch aufgewachsen, in dem „Alter“ in jedem Satz seinen festen Platz hat. Was hat seinen Chef von der Polizeiwache in Waldbröl nur geritten, ihm so ein Mädel aufzuzwingen. Er hat noch mindestens sechzehn, siebzehn Jahre vor sich, wie viele davon wird er Frauke wohl aushalten müssen?

„Ey, ich mein doch nich dat Kind, Alter. Ich mein den Irren, der dat totgemacht hat.“

„Ah so.“ Er saugt die frische Frühlingsluft ein, so als könne sie die Angst aus ihm vertreiben. Klappt nicht.

Aber vielleicht klappt ja ein Blick nach oben: Ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch die immer dichter werdenden Frühlingsbäume, Franzen hebt den Kopf, schiebt die Mütze nach hinten und schließt die Augen. Er öffnet sie nach ein paar Augenblicken und entdeckt, wie goldgelbe Strahlen auf dem Wasser der Wiehl-Talsperre tanzen. Was für eine Idylle, was für eine Stille. Wenn da nicht ... die Angst wäre. Wenn da nicht ... „Ey, Franzen, bisse aber nich so gesprächig heute, wa, Alter?“

Nein, an Frauke hat er jetzt gar nicht gedacht. Sondern an alle anderen. Alle hundert Leute, die diesen südlichen Teil des Wanderwegs rund um die Wiehl-Talsperre gerade verstopfen. Fran-

zen kennt die meisten nicht, wie auch? Hol mal hundert Mann zusammen, um einen kleinen Jungen zu suchen. „Da musst du aber erst mal gucken im Oberbergischen. Da kannst du aber aus jedem Dorf ein paar Kollegen nehmen und kommst lange nicht hin“, hat Klaus herumgeunkelt, mit dem er immer dann auf Streife muss, wenn Frauke wegen ihrer Kinder die Schicht tauscht. Klaus wird niemals etwas anderes als Wiehl sehen, Frauke wohl auch nicht, aber Klaus hat es begriffen. Er geht jeden Sonntag, außer wenn er mal Dienst schieben muss, mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in die Kirche St. Mariä Himmelfahrt an der Hauptstraße. Da wohnt er auch irgendwo. Jetzt steht Klaus ein paar Meter weit weg und hält zum Glück die Klappe. Nicht auszudenken, wenn der ihn jetzt auch noch vollquatschen würde.

Einige Suchhunde sind natürlich auch dabei, mindestens ein Dutzend davon. Was Franzen gar nicht passt, weil er Angst vor Hunden hat, seit er im Alter von zehn Jahren – damals wohnte er noch in Reichshof – von einem Riesenschnauzer umgerannt und anschließend eine gefühlte Ewigkeit lang abgeschleckt wurde. Aber die Hunde stören ihn weniger als seine Angst vor dem Finden.

Ich will hier weg, denkt er. Ich will das nicht. Ich will ... dieses Kind nicht finden.

Er blickt sich um, versucht sich abzulenken. Aus Köln seien ganz viele dabei, hat er es läuten hören, und er unterschreibt das sofort, als er die entdeckt, die nicht irgendwo versauern werden, weil sie aus Gegenden stammen oder in ihnen leben, in denen man gar nicht versauern kann. In denen ein Versauern gar nicht geht. Große Kerle mit Dreitagebart, der nicht das Ergebnis von wieder mal ungeplant stumpfen Rasierklingen ist, sondern absolut gewollt, und Kolleginnen, mit denen er, das gibt er, Angst hin oder hier, unumwunden zu, lieber mal ein Bierchen trinken

würde als mit Klaus. Wie sie da stehen, die blonden oder dunkelbraunen Haare zu Zöpfen gebunden, das halbe Gesicht mit ihren fetten dunklen Sonnenbrillen bedeckt. Unerreichbar. Er versucht, sich ihre Gesichter einzuprägen. Man weiß ja nie.

Aber da ist ja noch ... der Junge. Der tote Junge.

„Oh verdammte Scheiße.“

„Wat? Scheiße? Was 'n los?“

Er hat wieder laut gedacht. Und Frauke hat ihre Oan echt überall.

Vielleicht kann er es ja wegschweigen.

„Ey, Alter! Wat is scheiße?“

Nein, schweigen ist wohl keine Option. Also dreht er sich zu ihr um, er steht leicht über ihr am Hang und wächst dadurch anderthalb Köpfe über sie hinaus, er beugt sich hinunter und ganz nah ran an ihr ... Oa ... und flüstert: „Du. Du bist scheiße. Du bist so scheiße, mit deinem Gelaber, und deinem ewigen *Ey, Alter*, und deinen blöden Oan ...“

„Häh, Alter? Welche Oan denn?“

„... dass ich es kaum noch aushalte.“ Das ist gemein, das wird ihm schon klar, als er den Mund wieder schließt. Sie kann nichts für seine Angst, sie kann sie wohl auch kaum nachempfinden, und sie hat das auch nicht verdient, was er da gerade gesagt hat, aber sie steht jetzt einfach mal zur falschen Zeit am falschen Ort.

So wie die Kinder am falschen Ort gestanden haben. Zur falschen Zeit. So wie ... der Junge. Und die Angst packt zu.

Als Franzen sich plötzlich umdreht, um durch einige der hundert Leute hindurch zu flüchten, weg von Frauke, da hat er das Gefühl, dass das gerade letzte Worte gewesen sein könnten, ohne genau zu wissen, warum eigentlich. Aber er spürt, dass es eine Art Schlusswort war. Einfach so. Nachdem anderthalb dieser wer weiß wie vielen Jahre mit Frauke vorbei sind. Und auch, wenn

es gemein gewesen ist, dir das jetzt einfach so ins Oa zu sagen, denkt er, und wenn ich es wahrscheinlich nur gemacht hat, weil meine Angst ein Ventil brauchte: Du bist leider wirklich scheiße. Du und deine Oan.

Er dreht sich einmal um. Wischt sich Frauke da gerade eine Träne aus den Augen? Nein, so schlimm wird es schon nicht sein, oder? Und wenn doch? Schließlich sitzt er nachher vielleicht wieder neben ihr im Dienstwagen. Und tritt da gerade Klaus hinter sie und fragt sie, was denn los ist? Ja, tut er. Zeigt sie erbost in seine Richtung und zeichnen ihre Lippen das Wort „Alter“ in die Frühlingsluft? Ja, tut sie. Aber er steht weit genug weg, dass er es nicht hören muss.

Dafür hört er Schubert. Dessen Vornamen kennt er nicht, muss er auch nicht. Eigentlich muss er ihm auch gar nicht zuhören, denn was der sagt, kann er sich denken, obwohl er es in dieser Art zum ersten Mal hört: „Okay, liebe Kollegen. Wir suchen nach einem Jungen, elf Jahre alt, blond. Und nach einem gelben T-Shirt, einer blauen Jeans, braunen Kinderschuhen. Nach einer grauen Jacke. Mehr haben wir nicht. Ich weiß, dass einige von Ihnen das jetzt zum dritten Mal mitmachen. Und dass es insbesondere für Sie beide ...“, Franzen sieht, wie Schubert nacheinander zwei groß gewachsene Kollegen anschaut, die aus Köln stammen müssen oder zumindest aus Gummersbach, aber jedenfalls nicht von hier, „... nicht einfach ist, nachdem Sie die ersten beiden Leichen entdeckt haben. Und auch wenn es letztlich unser Job ist: Meinen Respekt für Ihren – erneuten – Einsatz. Wir gehen also wie folgt vor. Die erste Gruppe ...“

Franzen, der zur ersten Gruppe gehört, macht kurz darauf die Oan zu und starrt die beiden Kollegen an. Nacheinander. Lange. Bis sie ihre Köpfe in seine Richtung drehen, weil sie es bemerken und er errötend den Blick senkt. Um dann wieder hinzuschauen.

So sehen also Kollegen aus, die einen toten Jungen im Wald gefunden haben, denkt er.

Er selbst hat es geschafft, in mittlerweile siebenundzwanzig Dienstjahren nie eine Leiche finden zu müssen. Weil hier in und um Wiehl einfach nichts passiert? Auch. Weil er irgendwann beschlossen hat, dass das Streifefahren reicht? Bestimmt. Weil er mit dem Geld hinkommt, denn das Haus und das Grundstück hat er ja, oh du wunderbare oberbergische Tradition, geerbt? Vielleicht. Oder weil er einfach Angst hat? Angst davor, eine womöglich halb verwesene Leiche zu entdecken? Auch wenn dieser Junge hier erst seit drei Tagen vermisst wird? Ja.

Als das begann, wofür sie keinen Namen finden, als es losging Ende des letzten Jahres, kurz nach Weihnachten, da hat er sich geweigert, mitzusuchen.

Frauke nicht. „Ey, Alter, bisse bescheuert? Dat is unsere Pflicht, dat Kind da zu finden! Da kannsse doch nich kneifen!“ Doch, kann ich, hat er gesagt. Und ist weiter Streife gefahren, während die anderen durch den Schnee rund um Wiehl und später um die Wiehl-Talsperre gewatet sind und nach drei Tagen ganz nah am Zaun, der die Trinkwasserschutzzone vom Weg abtrennt, ein blondes Mädchen im roten Wintermantel aus dem eisigen Weiß herausbuddelten, das keine Augen mehr hatte.

Und dann, im Februar, als eine Restaurantbesitzerin aus der Bahnhofstraße ihren Sohn als vermisst gemeldet hat, da hat er ein weiteres Mal gekniffen und sich auch von Klaus einen Rüffel abgeholt: „Mann, was bist du denn für einer? Dat is einer von uns. Wie oft sind wir bei der Heide schon ein Bierchen zischen gegangen nachem Dienst? Und jetzt ist der Junge von der Heide weg und du willst nicht mal suchen?“

Nein, will ich nicht. Kann ich nicht.

Etwa in Höhe der Krombacher-Insel, die in Wahrheit viel weiter vom Ufer entfernt liegt, als es die Werbespots für das berühmte Bier suggerieren, entdeckte einer der Supermänner aus Köln dann Heides Sohn. Über den Zaun geworfen. Ohne Augen.

Aus dem grausigen Dezembermord war eine Serie geworden. Und die Zeitungen haben geschrieben. Und die Netzwerke wurden vollgemüllt. Und die Fernsichtteams haben zig Bilder von der Wiehltalsperre gedreht, auf denen genau nichts zu sehen war. Und der Bierhersteller hat andere Werbespots gebracht.

Franzen hat bald gespürt, wie die Kollegen ihn schief angeschaut haben. Der Feigling, der nicht mal in der Lage ist, einen von uns zu suchen. Denn sie sind alle welche von uns. Alle Kinder aus Wiehl. Alle, die verschwunden sind.

Und jetzt steht er hier an dieser verfluchten Talsperre. Und sucht einen von ihnen.

Denn wieder ist ein Kind weg. Diesmal kann er nicht anders, denn das Kind wohnt gleich nebenan. Es heißt Finn und ist elf und klein und schüchtern und lieb und der beste Freund von Luis, seinem jüngerem Sohn. Seit drei Tagen fehlt jede Spur von dem Jungen.

In die Eltern aus Drabenderhöhe ist die Angst zurückgekehrt. Eltern, die wie viele Wiehler gerade erst wieder angefangen hatten, in diesen Tagen Anfang Mai, diesen ersten echten Sonnentagen des Jahres, ihre Kinder auch mal unbeaufsichtigt draußen spielen zu lassen, auch mal länger als bis sechs Uhr. Die ihnen endlich wieder erlaubt haben, allein von der Schule nach Hause zu gehen, ja, sie einfach Kinder sein zu lassen. All diesen Eltern steckt die Angst jetzt wieder in jeder Pore.

„Diesmal musst du mit“, hat Aenne gesagt.

„Ich weiß“, hat er geantwortet. „Es ist nur ...“

„Ich weiß, Schatz. Ich weiß.“

Ja, sie weiß. Sie weiß, dass er als kleiner Junge von nicht mal acht Jahren seinen Vater auf dem Dachboden entdeckt hat, an einem Strick vom Balken hängend. Sein Vater, der ihn, den Jungen, aus weit aufgerissenen, toten Augen anstarrte, nachdem er sich von dem Krebs, der ihn aufzufressen begann, selbst erlöst hatte, weil er wusste, dass niemand diesen Krebs aufhalten würde. Damit erlöste er auch seinen Sohn, den er in den Jahren nach dessen Geburt entweder kaum sah oder ignorierte oder verdrosch. Doch ein Achtjähriger, der seinen Vater verliert, spürt nicht die Erlösung von der schier endlosen Gewalt, sondern nur den tiefen Schmerz des Verlustes, weil die Welt ihren Boden verliert. Weil er sich schuldig fühlt, eine kalte, grundlose Schuld, und das macht alles vielleicht noch schlimmer.

Dass er seinen eigenen Vater auch noch fand, machte aus dem Drama eine Katastrophe. Franzens Vater war auch ein Polizist, kein guter, das sagten später alle, und er selbst wollte es besser machen, also schlug er denselben Weg ein. Er wollte ein besserer Vater werden, ein besserer Polizist, ein besserer Mensch.

Niemand weiß davon, außer Aenne. Niemand ahnt, dass Franzen nie mehr Tote finden will.

Bis heute hat er das ja auch nicht gemusst.

Aber jetzt ist Finn verschwunden.

Die Hundert starten ihren Marsch, auf den Wegen, neben den Wegen, dicht neben dem Zaun, der die Trinkwassertalsperre abtrennt, und auf den Pfaden oben im Wald. Es sind viele Kilometer, die sie durchkämmen werden, und Franzen denkt daran, wie sie ständig zusammen zum Aussichtsturm gefahren und hochgestiegen sind, bevor der gesperrt wurde. Er und Luis, Peter und Finn, zwei Väter und ihre Söhne, Nachbarn, Freunde, und wie sie Verstecken gespielt haben unterm Turm. Franzen fragt

sich, ob er jemals wieder zu diesem Turm gehen kann. So wie er sich gefragt hat, wie er diesen Weg hier schaffen soll. Er kennt den Weg, mein Gott, wie oft ist er schon um die Wiehl-Talsperre gewandert? Hat die Milane beobachtet, die am Himmel kreisen. Die Haubentaucher mit ihren Nestern auf dem Wasser. All diese Natur, all dieses Leben.

Und dann kam einer und brachte den Tod.

Er brachte ihn nach Weihnachten. Nach Karneval. Nach Ostern.

Einer brachte den Tod nach Wiehl.

„Seitdem es das erste Mal passiert ist, fahre ich ganz anders Streife“, hat Klaus neulich gesagt. „Oder?“

„Ja“, hat Franzen geantwortet, „klar. Man guckt ganz anders in die Welt. In die Straßen.“

Und man hört trotzdem immer noch ständig weg, weil Frauke einem mit ihrem Gequatsche in den Oan liegt, wollte er noch sagen, aber er hielt das für unpassend.

Aber da ist nichts gewesen, nichts in der Welt, nichts in den Straßen, nichts in den Häusern, nichts auf den Feldern und Wiesen. Drei verschiedene Ermittler haben sie ihnen vorgesetzt, aber wer immer die Sonderkommission Wiehl auch angeführt hat, niemand hat eine entscheidende Spur entdeckt. Als gäbe es den Einen gar nicht, der das Böse gebracht hat. Nur die toten Kinder.

In einer kleinen Stadt ist schon ein einziges totes Kind eine Katastrophe. Vor allem, wenn es offenkundig ermordet wurde. Nein, nicht nur ermordet. Wie die Zeitungen anschließend nach den beiden ersten Funden berichteten, hatten die Gerichtsmediziner herausgefunden, dass den kleinen Opfern die Augen vor ihrem Tod ausgestochen wurden.

Was ist das für einer, der sowas macht?

„Das Böse ist nach Wiehl gekommen“, titelte es der Kölner

Stadtanzeiger in seiner Lokalausgabe, in der das erste Mal seit vielen Jahren nicht mehr nur über Unfälle auf der A 4, neue Beigeordnete für Sport und Schule oder irgendwelche dörflichen Belanglosigkeiten berichtet wurde, sondern über etwas wirklich Schlimmes.

Aenne hat ihm jeden Artikel einzeln vorgelesen, jede Meldung, und während er jetzt schon seit einer Stunde zwischen den Bäumen oberhalb des Wanderweges herumsucht und spürt, wie er allmählich etwas ruhiger wird, weil dieses Wandern irgendwie einfach gut tut, da hat er sie vor Augen, wie sie schockiert von der Zeitung aufblickt: Aenne stürzt sich so sehr auf diese Geschichten, dass es ihm fast unheimlich ist. Einmal hatten sie Streit deswegen, sie hat ihn gefragt, ob es ihn denn gar nicht interessiere. „Doch, natürlich“, hat er geantwortet. „Aber bei mir dreht sich seit Ende des Jahres sowieso schon den ganzen Tag alles nur um diese Kinder. Da möchte ich vielleicht am Frühstückstisch einfach mal nichts davon hören.“

Aenne beruhigte sich mit der Zeit wieder etwas, bis vor drei Tagen der kleine Finn verschwand.

„Schatz, hast du es schon gehört?“, hat sie in den Hörer geschluchzt, so dass er kaum ein Wort verstehen konnte. „Jetzt auch noch der Finn. Jetzt hat dieses Schwein ihn auch noch. Begreifst du, was ich sage? Dieses Monster ist hier gewesen. Hier bei UNS.“

Er hat es mit Beschwichtigungen versucht. Jedes Jahr verschwinden im gesamten Oberbergischen Kreis über dreihundert Menschen, auch Kinder, und die meisten tauchen ganz schnell wieder auf. Wenngleich auch jene wenigen Stunden bis zu ihrem Auftauchen ein Martyrium für die Eltern und die Familien sein müssen, das sich nur schwer vorstellen kann, wer es nicht selbst erleben musste. Einmal, im Herbst, haben sie abends drei

Stunden nach Luis gesucht, ihrem Jüngerem, weil er nach dem Eislaufen in der Eissporthalle nicht wie vereinbart nach Hause kam und es schon dunkel wurde. Am Ende haben sie ihn und Luis hinter dem Schulhof des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums entdeckt, wo die Jungs, gerade erst in der Fünften, offenbar nach dem Eislaufen öfter mal heimlich zum Rauchen hingefahren sind. Mit zehneinhalb. Aenne war vollkommen aufgelöst und brummte Luis eine Woche Hausarrest auf. Das alles lag ein Jahr vor den Vorfällen der letzten Monate.

„Das muss nichts bedeuten mit dem Finn. Der taucht schon wieder auf“, hat er es im Telefonat mit Aenne probiert, aber gebracht hat das nichts.

Denn Finn ist nicht aufgetaucht.

Neben ihm aber taucht jemand auf. Jetzt gerade. Eine junge Polizistin, die er noch nie gesehen hat, geht plötzlich neben ihm her. Ihm wird warm, und das liegt nicht daran, dass der Frühling bereits Temperaturen von über zwanzig Grad in die Wälder rund um die Wiehl-Talsperre schickt.

„Sie sind doch von hier, oder?“ Ihre Stimme klingt etwas älter, als es ihr Gesicht vermuten lässt, dessen Kantigkeit eine charmante Form von Härte ausstrahlt, die ihm gefällt. Sie wird ihm nicht die Oan volllabern, da ist er sicher.

„Ja, richtig, ich ... woran sieht man denn das?“, antwortet er hilflos.

„An Ihrem Blick. Sie schauen ein bisschen ... wenn ich das mal so sagen darf ... aus, als wenn Sie ... Schiss hätten. Ist mir vorhin schon aufgefallen, als der Alte seine Ansprache gehalten hat.“ Damit muss sie wohl diesen Schubert meinen.

Er weiß nicht, ob er sich freuen soll, dass ihm jemand Nettes, der offenkundig nicht von hier stammt, ein Gespräch aufzwingt,

oder eben nicht. Er hatte die Angst gerade ein Stückchen beiseite geschoben.

„Ich, äh ...“

„... Sie wären lieber ne Runde Streife gefahren, als jetzt hier durch den Wald zu laufen und gleich vielleicht 'nen halb zerstückelten kleinen Jungen zu finden, schon klar.“

So kann man es auch sagen, denkt er. Sagt er auch: „So kann man es auch sagen.“

„Das erste Mal dabei?“

Sie fragt so, als hätte sie mit Anfang dreißig, oder wie alt sie ist, schon zigmal nach Vermissten gesucht. Hat sie ja vielleicht auch.

„Ja, das erste Mal. Da ist man wahrscheinlich noch nicht so ganz ...“

„Wird man nie“, unterbricht sie ihn. „Ich hab das schon x-mal gemacht.“

Komischerweise beruhigt ihn dieser Satz ein wenig. Gut gelaunt schlendert sie neben ihm her, den Blick immer wechselweise nach vorne oder nach unten gerichtet, suchend. So, als mache sie das jeden Tag. Scheint also so schlimm nicht zu sein.

„Und, schon mal jemanden entdeckt?“, beginnt er.

„'Nen toten Hund. War nicht so schön. War ein Tierquäler, der ging im Raum Siegen um. Aber noch keinen Menschen.“

„Weil in der Hundertschaft, in der Sie unterwegs waren, keiner gefunden wurde?“

„Weil ein anderer den gefunden hat. Wir sind hundert Leute. Die Chance, dass du derjenige bist, der das Opfer entdeckt, liegt also bei eins zu hundert. Das ist wie ein Lottogewinn, nur halt umgekehrt. Und glaub mir, wenn einer den entdeckt hat, dann werden die anderen neunundneunzig, wenn es irgendwie geht, nicht auch noch einen Stuhlkreis um den Toten bilden. Reicht, wenn anschließend einer zum Therapeuten muss.“

Franzen nickt, ihm fällt darauf keine Antwort ein.

„Da vorne kenne ich einen, ich schließ mal zu dem auf, ja? Viel Erfolg noch. Na ja, oder besser: Viel Erfolg den anderen, oder?“ Sie lacht und verdoppelt die Größe ihrer Schritte. Er schaut ihr nach und spürt Verlust.

Finn ist weg. Finn ist weg. Finn ist weg. Finn ist weg.

Wie oft hat er diesen Satz in den letzten drei Tagen gehört? Wie viele Male hat er Finns Vater Peter seitdem irgendwo im Garten stehen sehen oder an der Haustür oder am Fenster? Wann immer Franzen das Haus verließ oder nach Hause kam, hat Peter irgendwo gestanden und nur gestarrt. Zweimal hat er ihn angesprochen, aber Peter ist stumm geblieben. Finn ist sein einziger Sohn. Er erlebt das, was niemand erleben möchte. All jenes, was sich Eltern in düsteren Momenten manchmal ausmalen, wenn sie an das denken, was das Schlimmste für sie wäre. Genau dieses Schlimmste erlebt dieser Mann. Er erlebt es nebenan. Es ist nicht nur nah. Es ist unmittelbar. Es passiert auch in Franzens Leben, oh Mann, wie viele Biere haben die beiden abends getrunken?

Und jetzt finde ich dir deinen toten Sohn, Peter.

Plötzlich hat er das Bild genau vor Augen. Er und das tote Kind. Im Wald. Er und Peter. Im Garten. Und Finns Mutter. Vor dem Haus. Und Aenne. Und Luis. Und der tote Finn. Und, dass nichts, nichts, nichts mehr so sein wird, wie es einmal war.

Vielleicht ist es das schon seit Weihnachten nicht, als das Böse zum ersten Mal nach Wiehl kam.

Aber da war es nicht so nah, richtig? Nicht so ... unmittelbar da.

Er schüttelt sich, aber der Gedanke krallt sich fest. Das Bild nistet sich ein.

Bis es einer wegschiebt.

Wie lange sind sie jetzt eigentlich schon unterwegs? Zwei Stunden? Franzen hat nicht auf die Uhr geschaut. Einmal hat einer aufgeschrien, „Fund!“. Es war eine Fahrradklingel, eine Gruppe ist zurückgeblieben, um den Fundort zu sichern, er hat nicht dazugehört und ist weitergelaufen. Klaus auch, der stiefelt jetzt neben ihm und hat Frauke offenbar abgehängt, denn die schleicht ein ganzes Stück hinter ihnen und schiebt eine dicke Lippe. Klaus ist keine hübsche Blonde aus Köln, aber besser als die schwachsinnige Frauke, denkt er, und Klaus hat das Bild weggeschoben, das ihm Angst gemacht hat. Immerhin.

„'N Bier, heute Abend?“

„Ma gucken.“

„Ey, Mann, kucken gibbet nich, du trinkst nachher einen mit mir, ham wa lange nich gemacht, Mann. Komm, 'n Bier bei der Heide. Die braucht uns gerade jetzt, wo wieder einer weg ist.“

Ihm wird klar, dass Klaus nur ein bisschen besser ist als Frauke.

„Ja, ma kucken.“

Franzen spürt, dass Klaus ihm ein Gespräch aufzwingen will, und er weiß nicht, wie er das finden soll. „Und, wie fühlt et sich an? Auf der Suche nach 'nem toten Kind? Hat schon wat, oder?“

Klaus spricht es aus und schaut zu ihm rüber mit dem Blick eines kleinen Jungen, der einen Waldausflug gerade für das Abenteuer seines Lebens hält. Franzen starrt ihn nur an. „Sag mal: Hast du sie nicht mehr alle, Klaus?“

Klaus' Blick verändert sich sofort. Sein Mund öffnet sich zaghaft, so als läge eine Antwort auf seiner Zunge, aber Franzen ist schneller, weil er nicht aufhalten kann, was in ihm aufsteigt: „Das ist doch hier kein Bierabend bei Heide oder so. Bist du deswegen jedes Mal mitgegangen, wenn sie gesucht haben? Weil es ein Abenteuer ist? Weil du dann mal einen Nachmittag lang nicht

der scheißlangweilige Straßenbulle bist, der außer drei Straftzetteln die Woche nichts mehr zu tun hat? Das ist hier ERNST, Mann. Kapierst du das? Der Junge hat neben uns gewohnt.“

Klaus tritt ein ganzes Stück zur Seite und hebt abwehrend die Hände. „Ist ja gut, ich wollte doch nur ... du hast nur vorhin so ausgesehen, als hättest du Schiss, oder so.“

„Ja, habe ich. Du nicht?“

Aber Klaus hat nichts verstanden: „Nee, wieso? Die Sonne scheint, sind paar nette Miezen aus Köln dabei, könnte doch schlimmer sein, als ... also ...“

Franzen schließt die Augen. „Pass auf: ein anderes Mal, das mit dem Bier, ja? Irgendwann ... mal ...“

„Nee, echt jetzt? Och, Franzen! Die Frauke kommt auch. Wird bestimmt ...“

„Klaus: Halt die Fresse!“

Er hat es so laut gebrüllt, dass sich einige nach ihnen umdrehen. Er geht relativ weit vorne, am rechten Rand, aber er kommt sich kurz so vor, als stünde er mittendrin in der Arena und alle Augen lägen auf ihm.

Erst als Klaus sich Richtung Frauke fallen lässt und dabei irgendwas Überflüssiges murmelt, schauen sie wieder dahin, wo sie hinschauen sollen. Nach vorne. Nach unten.

„Und was, wenn Luis der nächste ist? Oder Jonas?“

Seit Weihnachten fragt Aenne das ständig. In den letzten drei Tagen nur noch. Immer nennt sie Luis dabei zuerst, er selbst macht das auch oft, sie beide lieben den Kleinen mehr als den Großen. Er hat sich das längst eingestanden, sie wird es sich nie eingestehen. Aber Jonas weiß es, da ist er sicher. Irgendwann wird Jonas sie beide dafür bestrafen.

Was soll er antworten auf diese Fragen? Franzen, dieser kleine

Streifenpolizist im kleinen Wiehl? Wenn seine Frau ihn das fragt und die Lehrerin am Gymnasium und die Frau in der Backstube in der Innenstadt und die im Supermarkt in Bielstein? Wenn all diese Mütter ihn das fragen und nur die Namen austauschen? Was soll er machen, wenn die Angst wie eine eisige Welle durch Wiehl schwappt und sie alle in die Häuser treibt? Wenn nach sechs Uhr niemand mehr auf der Straße oder auf dem Spielplatz zu sehen ist, weil alle drei Kinder nach sechs Uhr am späten Nachmittag verschwanden?

Na, weitermachen.

Was sonst?

Einfach weitermachen.

Er hat jetzt auch gar keine Angst mehr.

Und plötzlich liegt da der Junge. Gar nicht weit weg vom Weg. Hinter einem riesenhaften Baum. Und Franzen weiß, dass er der Erste ist, der ihn entdecken wird. Und der Erste ist, der bei ihm ist. Und er spürt, wie sein Herz klopft, stärker, lauter, härter, je näher er dem kleinen blonden Jungen kommt. Und Franzen weiß, dass auch dieser Junge keine Augen mehr hat.

Sein Herz klopft nicht vor Angst, das wird ihm jetzt klar. Sondern vor Freude. Vorfreude ist es, ja, so fühlt sich Vorfreude an.

Er liegt mitten im Wald, mindestens hundert Meter vom Weg entfernt. Als er schließlich vor dem Jungen steht und in die roten Löcher starrt, aus denen bis vor drei Tagen noch kleine Kinderaugen neugierig in die Welt blickten, wird er ganz ruhig. Sagt kein Wort. Verkündet keinen „Fund!“, wie er es eigentlich tun müsste.

Irgendwann hört er Schritte hinter sich, schwere Schuhe, die das Restlaub des letzten Herbstes durchpflügen, Zweige, die

zerbrechen, leise Stimmen, die das Unaussprechliche aussprechen. All das nimmt er halbbewusst wahr. Vielleicht quatscht irgendwo weiter hinten auch Frauke von den Oan ihrer halben Familie. Säuselt da gerade die hübsche Blonde aus Werweißwo irgendwas? Hat da gerade jemand an seiner Stelle *Fund!* gerufen? Franzen weiß es nicht. Er weiß nur, wie wunderschön der Junge aussieht. Das weiß er wie nichts anderes auf der Welt. Wie wunderschön! Auch drei Tage, nachdem er ihn für immer erlöst hat. So wie das Mädchen im roten Kleid. Stella. So schön wie der Clownsunge nach Karneval. Jeremy. Es ist die Unschuld. Ja, denkt er. Die Unschuld. Und wie vollkommen alles ist. Es fühlt sich so richtig an, das war ihm vorher gar nicht bewusst.

Es ist nicht nur das Nehmen. Es ist auch das Wiederfinden. Das Finden macht erst alles komplett.

Er wird ab jetzt immer mitgehen müssen.

Wenn sie all die anderen suchen, die noch kommen werden.

Er wird sie finden. Nicht mehr als Erster, das ist klar, das geht nicht. Aber er wird sie finden.

Immer näher kommen jetzt die anderen, sie sind schon fast hinter ihm. Er muss das Lächeln jetzt schnell ausschalten, das schon seit einer Ewigkeit in seinem Gesicht steht. Abschalten kann er gut. Seine Oan. Sein Lächeln. Er schaltet sich aus und an und aus und an, wann immer es sein muss. Für Aenne schaltet er sich an. Und für Peter. Für Luis und Jonas muss er es nicht.

Und wenn es sein muss, schaltet er sich aus.

Gleich wird er ein Weinen anschalten.

Schließlich war es ein Nachbarsunge.

Ja, das Böse ist ganz nah. Unmittelbar. Es ist da.

Sein Weinen wird so echt sein und so rein wie Finn ohne Augen. Er spürt, dass sie jetzt alle hinter ihm stehen. Und versuchen, nicht an ihm vorbeizuschauen. Und dass er ihnen leidtut.

Und dass ihm einer die Hand auf die Schulter legt, von dem er schon an seinem stinkenden Atem erkennt, dass es nur Klaus sein kann. Bestimmt steht Frauke hinter ihm, doch sie sagt nichts. Kann aber nicht lange vorhalten.

Vielleicht sollte er sich Frauke als Nächstes vornehmen. So richtig lange. Und dann Klaus. Und dann ... mal sehen.

Aber niemals Luis oder Jonas. Niemals. Er hatte diesen Gedanken ein einziges Mal. Er musste sich übergeben, damals.

Nein, Papa, denkt Franzen, ich nehm immer nur andere. Und ich mache, dass sie mich nicht mehr anschauen.

Als sein Weinen so perfekt einsetzt, dass es ihm selbst ein bisschen unheimlich wird, und die Tränen still an seinen Wangen entlang Richtung Kinn kullern, ist plötzlich wieder die Frage da, mit der dieser Nachmittag an der Wiehl-Talsperre begann. Sie tritt einfach so auf die Bühne, wie eine nicht ganz unbedeutende Nebenfigur. Und ehe er sie verscheuchen kann, ganz weit hinter den Vorhang, darf sie einmal, aber nur ein einziges Mal, ihren Satz aufsagen: „Was machen sie mit mir, wenn sie mich finden?“